

Der rasende Fotograf

Der Fotoreporter und Polizistenschreck Klaus Rózsa war ein Kopf der Opernhaus-Krawalle. Im persönlichen Umgang kann man sich kaum einen toleranteren Menschen vorstellen. Wie geht das zusammen? *Von Alex Baur*

Jeder, der in den achtziger Jahren mit Strassenkrawallen in Zürich zu tun hatte, kannte sein Gesicht. Vor allem jeder Polizist. Denn Klaus Rózsa galt als einer der (wenn nicht *der*) Rädelführer. Zugleich war er der Pressefotograf, der die spektakulärsten Demo-Bilder knipste. Wo es krachte, war Rózsa meist ganz nahe dran. Seine Balanceakte zwischen Megafon und Fotoapparat waren atemberaubend.

Es war eine unmögliche Doppelrolle. Auf den meisten Redaktionen wurden Rózsa-Bilder, welche die Polizisten stets als gewalttätige Monster zeigten, nach Möglichkeit gemieden. Er schaffte es trotzdem immer wieder in die Blätter, weil er einfach die spektakulärsten Szenen brachte. Mehrmals wurden prügelnde Polizisten wegen ihm verurteilt. Bei der Polizei war Rózsa entsprechend verhasst. Doch sämtliche Versuche, ihm etwas Strafbares anzuhängen, scheiterten. Mit der Frustration stieg die Wut. Der Fotograf musste sich stets in Acht nehmen, er war ein begehrtes Prügelziel.

Als Reporter der NZZ verfolgte ich damals regelmäßig Demonstrationen. Im persönlichen Umgang war Klaus Rózsa der toleranteste Mensch, den man sich vorstellen konnte. Doch sobald eine Polizeiuniform auftauchte, mutierte er zum wutschnaubenden Agitator. Es war, als kippte in seinem Hirn ein Schalter. In diesem Zustand war er unansprechbar. Schlagstöcke, Tränengas und Gummigeschosse wirkten auf ihn wie Doping.

Keine Berührungsängste

Ich war 25 Jahre jung, in der journalistischen Ausbildung, als ich Klaus Rózsa 1986 kennen lernte. Ich suchte ein Praktikum. Ohne lange zu fragen, nahm er mich mit ins linksalternative Radio *LoRa*, wo er eine Nachrichtensendung leitete. Als Verfechter von Atomstrom und Israel-Fan, der jede Form von politischer Gewalt und insbesondere die Guerillas in Lateinamerika verabscheute, kam ich mir beim Sender etwa so vor wie ein schwuler Rabbi, der sich in eine salafistische Moschee verirrt hat. Schnell wäre ich rausgeflogen, wenn sich Rózsa nicht mit seinem Prestige vor mich gestellt hätte.

Das Einzige, was ich damals mit den Linken teilte, war die Ablehnung des Autos wegen dem vermeintlichen Waldsterben, und das wieder-



Journalist Rózsa.



Tollkühner Balanceakt mit Megafon und Kamera: Klaus Rózsa 1980 bei seiner Verhaftung.

um war so ziemlich das einzige Thema, bei dem der bekennende Umweltmuffel Rózsa nicht links tickte. Unsere Positionen hätten gegensätzlicher nicht sein können. Erstaunlicherweise war das nie ein Problem. Ich bewunderte seine Eloquenz am Mikrophon, seine Schlagfertigkeit, seine Fähigkeit, eine Sache auf den Punkt zu bringen und in eine packende Geschichte zu verpacken. Ich lernte viel von Rózsa. Er war ein journalistischer Vollprofi, und offenbar glaubte er daran, dass ich auch einer werden könnte.

Die in linken Kreisen verbreitete Intoleranz war ihm völlig fremd, Berührungsängste kannte er nicht. Anders als viele Bewegte, wie man die Linksautonomen der achtziger Jahre nannte, hatte Rózsa eine Abneigung gegen Drogen, ob legal oder illegal. Er führte eine Art audiovisuelles Gemischtwarenunternehmen, das in seinen besten Zeiten ein halbes Dutzend Angestellte beschäftigte.

Beim Kampf um das Kanzleizentrum war Rózsa die unbestrittene Leitfigur. Der alternative Treffpunkt im Areal des alten Schulhauses am Helvetiaplatz Ende der 1980er Jahre war sein Kind. Es war ein rauer Kampf mit Besetzungen und polizeilichen Räumungen. Schliesslich gelang es Rózsa, mit dem freisinnigen Stadtpräsident Thomas Wagner eine einvernehmliche Lösung zu schmieden. Das Pro-

jekt scheiterte nach Wagners Abwahl 1990, als die Sozialdemokraten die Führung in der Stadt übernahmen. Zweimal wurde das Kanzleizentrum an der Urne abgelehnt.

Eigentlich war es eine Tragödie. Der Kulturtreff war im Quartier verankert und wurde dort an der Urne mit wuchtigem Mehr angenommen. Rózsa hatte sogar eine Kooperation mit dem Opernhaus und dem Schauspielhaus zustande gebracht. Dank der Querfinanzierung über die Diskothek in der alten Turnhalle kam der Kulturbetrieb ohne öffentliche Gelder aus. Drogen wurden vom Areal ferngehalten. Das Kanzleizentrum hätte eine Erfolgsgeschichte werden können, wäre da nicht der Ruch der linksautonomen Chaoten gewesen, der alles überstrahlte. Das gesamtstädtische Njet an der Urne war ein Protestvotum gegen den Strassenterror der achtziger Jahre. Es war Rózsas bitterste Niederlage.

Nur Klaus blieb staatenlos

Ein Politikum in der Stadt Zürich war auch seine Einbürgerung, die sich über zwei Jahrzehnte hinzog und dreimal abgelehnt wurde. Die Gründe waren rein politischer Natur. Rózsa war weder verschuldet noch vorbestraft. Geboren 1954 in Budapest, war er als Zweijähriger mit den Eltern und der vier Jahre älteren Schwester Olga in die Schweiz gekommen. Sein Vater - er besass beim Kreuzplatz einen kleinen Kleiderladen - und seine Schwester, waren längst eingebürgert. Nur Klaus blieb bis Ende der neunziger Jahre staatenlos.

Dass die Rózsas jüdisch waren, wusste man, doch darüber wurde im latent antisemitischen linken Milieu nicht gesprochen. Das änderte sich erst 2016, als Erich Schmid den Dokumentarfilm «Staatenlos» über Klaus Rózsa und seine Familie drehte. Es ist ein berührendes Epos um zwei Shoa-Überlebende, die mit ihren beiden Kindern 1956 aus Ungarn fliehen und nach einer Odyssee durch die halbe Schweiz im Hinterzimmer einer Koscher-Metzgerei im Zürcher Kreis 4 landen. Sicherheits halber liessen die Eltern ihre Kinder katholisch taufen. Klaus kam als Teenager in ein strenges katholisches Internat in Bayern.

Doch zwei Jahre vor der Matura rebellierte der Bursche. Nach dem frühen Tod seiner Mutter wollte er nicht mehr ins Internat zurück. In der «Autonomen Republik Bunker» wurde er als 17-Jähriger von der trotzkistischen RML auf den revolutionären Kurs getrimmt. Beim Parteiblatt *Maulwurf* machte er erste journalistische Erfahrungen, daneben absolvierte er eine Lehre als Fotograf. Rózsa nahm diverse Stellen in der Branche an, machte sich aber bald selbstständig als Fotograf und Revolutionär.

Verteidiger von Orbán und Israel

In den siebziger Jahre herrschten raue Sitten auf den Zürcher Strassen. Viele Polizisten waren schlecht gerüstet und überfordert, die Gummiknüppel sassen locker. Es kam zu brutalen Übergriffen, die praktisch nie geahndet wurden. Wo andere sich duckten, reagierte der junge Rózsa mit Empörung. Jeder Schlag, den er einsteckte, stachelte ihn erst recht auf.

Nach der Niederlage mit dem Kanzleizentrum wurde es ruhiger um Klaus Rózsa. Die Alternativkultur hatte sich in Nischen etabliert. Rózsa zog für ein paar Jahre nach Ungarn, entdeckte seine Liebe zu Israel. Heute lebt er mit seiner Partnerin, der Schriftstellerin Bettina Spoerri, wieder in Zürich-Wiedikon. Letztes Jahr veröffentlichten die beiden einen alternativen Stadtführer für Zürich. Nachfolgewerke über Budapest und Tel Aviv sind in Arbeit. Im letzten September wurde Klaus Rózsa 65.

Sporadisch sorgte Rózsa in den sozialen Medien immer noch für Aufregung, etwa wenn er den ungarischen Premier Viktor Orbán verteidigt oder die israelische Politik gegenüber den Palästinensern. Wer darin einen Bruch mit der linksalternativen Szene wittert, geht allerdings fehl. Rózsa war schon immer ein Querdenker, der sich nie in ein Kollektiv einbinden liess und seine grössten Konflikte im eigenen Milieu austrug. Doch sein Image als rasender Fotoreporter war stets mächtiger als der Mensch, der sich dahinter versteckt. ○

Pünktlichkeit ist die Kunst, richtig abzuschätzen, um wie viel sich der andere verspäten wird.



Familie

... Vater sein dagegen sehr

Haben Männer überhaupt einen Kinderwunsch?

In einem neuen Buch geben Schweizer Väter Antworten.

Und widerlegen ein paar Behauptungen zum Thema Vaterschaft.

Damit, was es heisst, «wenn aus Männern Väter werden», setzt sich in origineller Weise ein Buch auseinander, das dieser Tage in den Handel gekommen ist: In «Mann, Baby, Mann» von Mark van Huisseling berichten sechs Väter mit eigenen Worten über ihre diesbezüglichen Erfahrungen. Abgerundet wird das Ganze von einem langen Interview mit einem Psychologen, dem



«Gewundener Weg»: Autor van Huisseling.

Leiter des Schweizerischen Instituts für Männer- und Geschlechterfragen in Zürich.

Wer sich die Sache simpel vorgestellt hat, wird gleich am Anfang eines Besseren belehrt. Wir lernen, dass es soziale Väter gibt – das heisst solche, die ihre Vaterrolle ausüben, ohne der biologische Vater zu sein –, homosexuelle Väter und/oder kollektive Vaterschaftsmodelle sowie, nicht völlig zu vergessen, biologische, klassische Väter. Alle diese Entwürfe werden von den autobiografischen Berichten abgedeckt.

Christian Jenny, der Zürcher Tenor und derzeitige Gemeindepräsident von St. Moritz, etwa beschreibt unter der Überschrift «Jazz ist Improvisation. Mein Leben auch» seine Metamorphose vom Ehegatten (ohne Kinder) zum Liebhaber mit mittlerweile drei Kindern von zwei Frauen. Launig kommentiert er dazu aus seinem Erfahrungsschatz als Musiker das Miles-Davis-Zitat «Wenn du eine falsche Note spielst, spiel sie zweimal. Oder noch besser dreimal. Denn so bist du einer, der einen eigenen Stil pflegt, vielleicht sogar prägt.» Wir warten gespannt auf den weiteren Verlauf seiner Darbietung ...

Nahezu unbefleckt

Etwas konventioneller geht es beim Verfasser des Buchs, dem Journalisten und Autor Mark van Huisseling, zu. Er beschreibt in seiner Beichte «Mein langer, gewundener Weg» vor allem die Vorgeschichte von ihm und seiner Exfrau, die schliesslich zu seiner eher späten Vaterschaft (ein Sohn) mit über fünfzig Jahren führte; ein Vorgehen, das auch bei anderen im Buch porträtierten Vätern zu beobachten ist: Oft wird erzählt, was alles in vorangegangenen Beziehungen zum anderen (oder gleichen) Geschlecht nicht funktioniert hat, bis aus dem Mann doch noch ein Vater wurde.

Und noch etwas fällt auf: Der Genosse Zufall, also weder Planung noch Absicht, spielt eine relativ grosse Rolle bei der Mutation vom einfachen Mann zum Vater. Fast möchte man meinen, zahlreiche Männer kommen wie die Jungfrau Maria ahnungslos und nahezu unbefleckt zu ihrem Kind oder ihren Kindern. Eine insgesamt wenig romantische und eher ernüchternde Erkenntnis also. Verstärkt wird

dieses Bild noch durch Erzählungen sozialer Väter über die Ignoranz leiblicher Väter gegenüber ihrem ungeplanten Nachwuchs. Immerhin: Die sozialen Väter sorgen dann zumindest für die nötige Korrektur und nehmen oft – zumindest im eigenen Selbstverständnis – erfolgreich die Vaterrolle wahr.

Allesamt sind die berichtenden Väter in kreativen Berufen tätig, was vielleicht auch die durchaus unterhaltsame Erzählweise mitgeprägt hat. Langweilen tut man sich bei der Lektüre somit nicht. Gleiches gilt für das abschliessende Interview, das van Huisseling mit dem Zürcher Psychologen Markus Theunert über Vater- respektive Elternschaft führt. Hier wird das Phänomen eher wissenschaftlich und nicht autobiografisch behandelt. Man erfährt beispielsweise, dass die bis heute überwiegende klassische Aufteilung der Geschlechterrollen in der Familie erst rund 250 Jahre alt ist und mit dem Beginn der bürgerlichen Industriegesellschaft zusammenfällt, die diese Arbeitsteilung als vorteilhaft für die Produktivität der Arbeitswelt klassifiziert hat.

Wer sich noch mehr mit Vaterschaft beschäftigen möchte, dem sei zusätzlich das Buch von Anna Machin empfohlen. In «Papa werden. Die Entstehung des modernen Vaters» beschäftigt sich die in Oxford Lehrende mit den biologischen Determinanten der Vaterrolle und deren Entwicklung in den vergangenen 5000 Jahren. Und zwar vom indischen Kastenwesen über den afrikanischen Jäger bis zum Bostoner Wirtschaftsanwalt. *Michael A. Gotthelf*



Mark van Huisseling: Mann, Baby, Mann. Wenn aus Männern Väter werden. Stämpfli. 120 S., Fr. 39.90